Provisorisch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 13

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638073

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nach einer langen Weile erklang die leise Kinderstimme noch einmal auf: „Kannst nicht schlafen, Vater?"

„Ich kann dann schon", tröstete ihn Zumbrunnen.

Da entschlief das Kind. Es hörte nicht mehr, was Zumbrunnen gegen Morgen vernahm.

Anna war nicht, wie ihr Mann erwartet hatte, zu Bett gegangen. Sie blieb überstürmt von Erregung auf ihrem Stuhl sitzen. Was mußte Zumbrunnen von ihr denken? frug sie sich, und das, was sie einmal für ihn eingenommen, stieg in ihr hoch und machte sie vor Selbstvorwürfen frieren. Aber wildbachgleich, alles überbrausend und mit sich reißend, kam auch die neue Empfindung zurück, daß sie hier auf Arni nicht bleiben konnte, daß sie sich vorkam, als sei sie in die Gewalt eines Tieres oder eines Wildmenschen gefallen und sich ihm entwinden mußte. Gleich einer Feuergarbe loderte die Angst in ihr auf, grundlos und doch nicht zu überwinden. Sie setzte ihr so zu, daß allmählich ihre Vernunft litt, daß sie vor den Wänden zitterte, die sie umgaben, und daß ihr zuletzt nur eines übrig zu bleiben schien: die Flucht, die furchtgepeitschte, kopflose, wahnsinnige Flucht.

Schluß folgt.

* * *

Dür ds Wäldli us

Es lüfterlet u rägelet,
Dr Bode isch ganz gsprägelet
Vo brunem Loub. Mys Büebli springt
Dür ds Wäldli us u tanzt u singt.

Es stögelet u stünggelet
U gümperlet u fünggelet,
Es haseliert u beinlet gschwind
Dür ds Miesch us wie ne Wirbuwind.

Bald pföselet's, bald geit's im Trab,
Dür ds Wägli uf, dür ds Wägli ab,
U mängisch blybt s es Rüngli stah
U stuunet d'Tannegrotzli a.

Hermann Hofmann.

* * *

Provisorisch

„Bitte, sehen Sie sich bei uns nicht um", sagt die Hausfrau verlegen und sucht den Blick des Gastes davon abzulenken, daß das moderne Eßzimmer durch ein plumpes Bett entstellt wird, oder daß ein dunkler Garderobekasten den Eindruck des lichten, zierlichen Wohnraumes verdirbt. „Das haben wir nur provisorisch hingestellt, aus dem Bett machen wir eine hübsche Couch und der Schrank wird in der Farbe der übrigen Möbel lackiert." Aber beim nächsten und übernächsten Besuch hat das Bild sich noch immer nicht geändert und man hört auf, sich zu entschuldigen, obwohl man stets ein peinliches Gefühl empfindet, wenn ein Fremder die Wohnung betritt, oder wenn man selbst aus dem gepflegten, harmonischen Heim anderer Menschen nach Hause kommt. Mit einer verhältnismäßig kleinen Geldausgabe und dem festen Entschluß, etwas Mühe nicht zu scheuen, hätte sich das störende Element leicht beseitigen lassen, aber gerade an dieser Entschlußkraft pflegt es zu fehlen und das häßliche Provisorium bleibt.

Oder man legt Briefe „einstweilen" in irgend eine Lade, stupft sie von einem Platz auf den andern und versäumt schließlich, ein vielleicht wichtiges Schreiben, rechtzeitig zu beantworten; man notiert Ausgaben „vorläufig" auf einem losen Zettel, statt sie gleich in das dafür bestimmte Buch einzutragen, hat dann bestenfalls die doppelte Arbeit oder Verdruß, wenn das notwendige Beleg verloren ging. Man schiebt herumliegende Dinge „provisorisch" in einen beliebigen Kasten, den man erst nach stundenlangem Suchen zufällig öffnet, um das Gewünschte freudig wiederzufinden. Man schüttet aber auch Benzin oder Salzsäure provisorisch in eine leere Bierflasche, weil man sich nicht die Zeit nimmt, die Flasche mit der richtigen Aufschrift zu suchen, und richtet dadurch unter Umständen unabsehbares Unheil an. Denn wie leicht kommen Verwechslungen vor, besonders wenn Kinder im Hause sind.

Es gibt sogar Leute, die „provisorisch" einkaufen, wenn das Geld für den wirklichen Bedarf augenblicklich nicht langt. Ein billiger Ersatz ist rasch beschafft, aber diese verfehlte Sparsamkeit rächt sich gewöhnlich. Entweder bleibt es bei dem ungenügenden und daher unbefriedigenden Provisorium oder man hat sich nur doppelte Kosten gemacht.

Der beste Nährboden für das Provisorium ist Trägheit und Lässigkeit, die Gewächse, die er hervorbringt, sind Unordnung und Unbehagen. Niemand fühlt sich wirklich wohl in einem Raum, wo kein Möbelstück zum andern paßt und wo man sich gar nicht um harmonische Ordnung bemüht, weil alles eben nur „provisorisch" hingestellt ist, wie ein Koffer in einem Hotelzimmer; und das provisorische Mittagessen, in aller Eile eingenommen, ist stets nur ein schwacher Ersatz für eine richtig zubereitete und servierte Mahlzeit.

Plötzliche Erkrankungen, Todesfälle, Reisen, Uebersiedlungen, oder andere unvorhergesehene Ereignisse, sind selbstverständlich ein Entschuldigungsgrund für provisorische Erledigungen, aber im normalen Alltag sollten sie keinen Platz finden. Es gehört nichts weiter dazu, als etwas Energie und der beste Wille, ein Provisorium gar nicht erst einreißen zu lassen, wozu es nach dem Gesetz der Trägheit nur zu sehr neigt — weder auf sachlichem, noch auf anderm Gebiet. Je länger ein Zustand dauert, desto schwerer ist es bekanntlich ihn zu ändern. Am einfachsten ist, das Nötige womöglich gleich und sofort zu tun oder zu veranlassen, statt es widerwillig auf morgen zu verschieben.

—hl—

* * *

Kino in Oberägypten

Zwei Dinge sind auch im hintersten ägyptischen Nest noch zu finden: ein Laden, in dem man Lippenstifte kaufen kann und ein Kino. Meine Landsmännin und ich — die einzigen Schweizerinnen hier — entschließen uns, vorerst einmal Attraktion zwei in Augenschein zu nehmen.

Leider ist der Eingang zum Filmpalast wenig vertrauenerweckend. Zwar steht auf der Fassade in großen Lettern „Grand Cinéma Palace", aber der Araber unter der Türe, der die Billette kontrolliert, putzt sich eben mit dem Halstuch die Nase, und spuckt darauf kräftig nach hinten aus. Bereits mit einem Anflug von Gänsehaut steigen wir die Treppe hinauf, wo halbgerauchte Zigaretten, verfaulte Kohlblätter, Sardinenreste und Dreck in allen Qualitäten malerisch zerstreut liegen. Im Saal oben ist unsere erste Bewegung: Hand an die Nase, denn die Luft hier spottet jeder Beschreibung. Sie ist aus dem Duft obenerwähnter Ingredienzien, sowie dem von Schweiß, alten Kleidern und in Gesellschaft nicht erwähnbaren Dingen aufs pikanteste gemischt. Trotzdem treten wir tapfer in unsere Loge und schauen ins „Parkett" hinunter, wo das Volk in dichten Scharen versammelt ist. In den hintern Reihen haben die „Mehrbessern" Platz genommen; jene Aegypter, die von Europa angehaucht sind und nun die errungene Kultur mit Spazierstock und rückwärtiger Quetschfalte im Jackett dokumentieren. Vorn aber, wo der dritte Platz ist — ja da ist es noch „echt", da ist der Orient, da ist selber das reinste Kino im Kino. Zerlumpte, schmutzige Gestalten in Kleidern, die zerrissenen Nachthemden zum Verwechseln ähnlich sehen, die Köpfe